

Die rosarote Heilung

In den SOS-Kinderdörfern malen die Therapeuten und Pädagogen mit den Kindern und helfen ihnen so, ihr Leben zu ordnen

An dem Tag, als Peter seine Kinderdorf-Mutter angebrüllt hat und aus dem Haus gerannt war, tauchte er einige Stunden später, pünktlich um vier, im Turmzimmer bei Gundi Reichenpfeifer auf und malte ruhig und konzentriert eine Katze mit sanftem Blick.



Peter (Namen aller Kinder geändert), der 14 Jahre alt ist, aber jünger wirkt. Ein zarter Junge mit fein geschnittenem Gesicht, hohen Wangenknochen, großen blauen Augen und geschwungenen Brauen, die ihm Melancholie verleihen; dazu kommt ein dauerhaftes Lächeln, das so anstrengend aussieht. Fast immer ist Peter freundlich und zurückhaltend, nur manchmal nicht: dann bekommt er seine Anfälle, wirft sich auf den Boden und versprüht Zorn und Hass. Und nun soll er mit Pinsel und Papier sich selbst erleben, mit Rosa und Blau, Grün, Orange oder Lila ein wenig Heilung finden. Im besten Fall.

Mit sieben Jahren kam Peter in das SOS-Kinderdorf Stübing in Österreich, zu seiner Ersatzfamilie in einem Ersatz-Zuhause. Und wie bei allen 50000 Kindern, die in irgendeinem SOS-Kinderdorf der Welt wohnen, ist auch in Peters Leben richtig was schiefgelaufen. Manche Kinder haben ihre Eltern im Krieg verloren, andere bei einem Unfall oder durch Aids. Oder aber, die leiblichen Eltern schafften es aus irgendeinem Grund nicht mehr, sich um ihr Kind zu kümmern – in Ländern wie Deutschland oder Österreich trifft das für die Mehrzahl der Kinder zu.

Auf Luise zum Beispiel, die noch ein Baby war, ein halbes Jahr alt, als ihre leibliche Mutter sie fast rituell in die Arme der Kinderdorf-Mutter legte und sich verabschiedete. Das Mädchen verweigerte daraufhin das Essen und wäre fast verhungert. Oder Konstanze, die mit ihrem Bruder nach Stübing kam, als sie vier war, weil ihre Mutter „in der Nacht unterwegs war“, wie die Mitarbeiter vorsichtig formulieren, und darüber die Kinder vergaß.



Peters Mutter hatte ihre Schwangerschaft bis zuletzt nicht bemerkt und ihr Kind schließlich zu Hause auf dem Klo entbunden; fast wäre sie dabei verblutet. Ihr Baby, das fünfte Kind im Haus, begann zu kämpfen; versuchte zu überleben bei einer Mutter, die psychisch krank war und vor jeder Berührung zurückschreckte, bei einem Vater, der fast blind war und das Bett kaum verließ. Mit sieben Jahren kam Peter ins Kinderdorf. Und nun sollen sie malen. Oder dürfen; können, wenn sie Lust haben. Als Hermann Gmeiner vor über 50 Jahren das erste SOS-Kinderdorf in Imst gründete, hatte er drei verschiedene Vorstellungen. Er wollte den Kindern eine Mutter geben, die sie liebte und sich sorgte, Geschwister, zu denen sie gehörten, und ein Haus in einem Dorf, das ein Zuhause war. Auch heute noch sind dies die vier Grundpfeiler aller SOS-Kinderdörfer, doch schon bald erkannte man, dass einige Kinder zusätzlich professionelle Betreuung brauchten.

So kamen vor 28 Jahren die ersten Psychologen in die Dörfer und begannen, die Mütter zu unterstützen und, wenn nötig, mit den Kindern zu arbeiten. „Es ist das Wertvollste für die Kinder, in einer Familie aufzuwachsen, aber manchmal ist dabei professionelle Unterstützung nötig“, sagt Regina Wintersperger, eine der beiden Psychologinnen in Stübing. Zwar wurde selten reine Kunsttherapie angeboten, aber häufig wurde das Malen, das Gestalten mit einbezogen.



Auch Gundi Reichenpfader, die gemeinsam mit den Psychologinnen die Kinder im SOS-Kinderdorf Stübing betreut, ist keine eigentliche Kunsttherapeutin, sondern Pädagogin.

Eine warmherzige Frau mit kurzen grauen Haaren und grünbraunen Augen; gelernte Kindergärtnerin und Sozialpädagogin. Je nach den Bedürfnissen der Kinder gestaltet sie die Stunde. Berät, schlägt vor, schaut einfach nur zu oder akzeptiert es, wenn ein

Kind überhaupt nichts malen oder basteln will. Sondern vielleicht nur reden.

Luise, kurze dunkle Haare, Sommersprossen, Zahnücke, hat lange Zeit immer nur schwarze Umrisse um eine leere Fläche gemalt. Immer nur schwarz und leer, bis sie eines Tages, da war sie sechs, eines der vielen Angebote des kleinen, gut geheizten Schlossturmszimmers von Gundi Reichenpfader wahrnahm. Große Farbtöpfe stehen dort, Pinsel in jeder Art und Größe, Sandkisten, Wollknäuel, gestapelte Spiele und Bücher und aus der Ecke schaut eine Gruppe Handpuppen. Die Pädagogin saß wie immer ein bisschen im Hintergrund und sah zu, wie Luise voller Lust malte: eine Wiese mit Sonne und Blumen und groß in der Mitte sich selbst, lachend und mit ausgebreiteten Armen, kaum eine Farbe, die sie ausließ. Ihre Kinderdorf-Mutter schüttelte gerührt den Kopf, als sie das Bild sah, strahlend hat Luise es über ihr Bett gehängt.

Es ist wohl das, was Edith Kramer, eine der Pionierinnen der Kunsttherapie, die 1938 von Österreich in die USA immigrierte, als die heilende Kraft der Kunst bezeichnet. Die Gestaltung selbst, das Erlebnis, sich selbst als kreativen, aktiven Menschen zu erfahren, steht im Vordergrund und nicht so sehr das Ziel, Unbewusstes an die Oberfläche zu locken. Ein Ansatz von vielen verschiedenen, die es mittlerweile in der Kunsttherapie gibt. Konstanze mit neun Jahren. Nachdem ihre leibliche Mutter beantragt hat, die Kinder wieder zu sich zu holen, malte das Mädchen eine Brücke von Berg zu Berg, in der Mitte ein Fluss. Dann strich es sich die kurzen hellblonden Engelslocken hinter die Ohren und begann zu erzählen: Auf der einen Seite wohne ich mit der Mami, auf der anderen wohnt ihr. Bei uns gibt es einen Apfelbaum, bei euch einen Birnbaum, bei uns gibt es einen Jagdhund und noch ein paar kleine Hunde, bei euch einen Schäferhund und kleine Katzen und das allerbeste Obst wächst in der Mitte der Brücke, dort, wo die Sonne aufgeht.

Manchmal tut es schon gut, so etwas sagen zu dürfen. Oder Peter, der selten viel spricht, schon gar nicht über seine Herkunftsfamilie, mit der er sich auf so verzweifelte Art verbunden fühlt. Zu dem gemeinsamen Krippenbild des Kinderdorfes steuert er Maria bei und einen Josef mit weißen Pupillen, blinden Augen, wie sie sein Vater hat. Jetzt, im Gespräch mit den fremden Besuchern, ist er deutlich nervös. Er hat wieder dieses Lächeln, ein Fuß wippt, die Fingernägel der linken Hand kratzen über den Tisch, seine Augen klimpern. Bis der Fotograf vorschlägt, Peter solle doch ein Porträt von ihm malen, und sich der Junge verwandelt: Ruhig

wird seine Hand und sicher, während er die Farben aufträgt. Kein Augenzucken mehr, das Gesicht ist ernst und konzentriert.

Plötzlich hat er einen Rhythmus, seinen eigenen, geschmeidigen Rhythmus, den er beibehält, bis er als letztes Detail den grünen Rand des T-Shirts unter dem Pullover seines Gegenübers malt und „Fertig!“ sagt, auch dies, ohne zu zögern. Er stemmt die Hand in die Hüfte und betrachtet stolz sein Werk, seine Wangen sind rot und sein Lachen ist in diesem Augenblick leicht und strahlend. Und es erklärt sich von selbst, warum Peter auch an seinen zornigen Tagen pünktlich im Turmzimmer auftaucht. Manchmal fragt Gundi Reichenpfader dann, wie er denn mit seiner Wut klarkomme. Sie darf so etwas fragen. „Es geht ja nicht nur um die inhaltliche Arbeit, sondern genauso um die Beziehungsebene“, sagt auch Monika Krawagna, Psychotherapeutin im SOSKinderdorf Moosburg, ebenfalls Österreich. Wichtig für die Kinder sei das Vertrauen zum Therapeuten, das Wissen darum, authentisch sein zu dürfen.



Monika Krawagna ist ausgebildete Kunsttherapeutin, ihr Ansatz ist dem in Stübing ähnlich, und auch ihr Arbeitszimmer hat, obgleich es eher schlicht ist, etwas von einem Versteck im Wald, dem die Kinder ihre Geheimnisse anvertrauen: Da lehnt ein Bild an der Wand, auf dem lichterloh die neue Erzieherin brennt, auf einem anderen sieht man Flugzeugangriffe und explodierende Bomben, gemalt von einem Jungen nach seinem Urlaub im Ferienlager. Und im Regal sitzt ein Hund aus Ton, gefärbt wie ein Dalmatiner, verschmitzt, freundlich, ein Ohr steht in die Luft – nur um die Schnauze trägt er einen knallroten Maulkorb. Behutsam gibt die Therapeutin Unterstützung, fragt nach, regt an, eröffnet Möglichkeiten. Und verzichtet wie auch die Stübinger auf jede vorschnelle Interpretation. „Wenn überhaupt über die Bilder gesprochen wird, dann ist die Meinung des Kindes entscheidend, seine eigene Deutung und nicht meine Phantasie.“ Als Konstanzes leibliche Mutter zusammen mit ihrer SOS-Kinderdorf-Mutter das Brückenbild betrachtet hat, haben beide Frauen verstanden. Mag sein, dass das Bild überhaupt nur entstehen konnte, weil die SOS-Kinderdorf-Mutter die Bedeutung der leiblichen Mutter in letzter Zeit immer mehr akzeptiert hat. Die Wurzeln, die so wichtig sind.

Luises neue Art zu Malen geht einher mit großen Fortschritten in ihrer Entwicklung und das, was außer ihrer Kinderdorf-Mutter niemand für möglich gehalten hat, ist eingetreten: Sie besucht die erste Schulklasse. Peter. Seine Umwelt hat gelernt, die Wutanfälle des Jungen nicht persönlich zu nehmen, er selbst taumelt weiterhin, immer noch auf der Suche nach seinem Weg. „Er wird ihn finden“, sagt Gundi Reichenpfader. Schwer herauszuhören, ob dahinter Überzeugung steht, Hoffnung oder einfach ein großer Wunsch. Die Malstunden allein werden Peters Leben sicher nicht ordnen, genauso wenig wie das der anderen Kindern. Aber sie können eine Hilfe dabei sein.

**SOS-Kinderdörfer weltweit,
Simone Kosog**